

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 227. Bromberg, den 24. November 1926.

Der Pojaz.

Eine Geschichte aus dem Osten.

Von Karl Emil Franzos.

(11. Fortsetzung.

Sender besah sich die Marterinstrumente. Die meisten waren mit dunklen Flecken bedeckt.

„Das ist Blut,“ sagte der Alte gleichgültig. „Komm —“

Sie schritten den Korridor hinab. Vor einer mächtigen Flügeltüre blieb Fedko stehen. Daneben war eine Marmortafel in die Wand eingelassen. Sie trug in spitzen, steifen Majuskeln die Inschrift:

B J B L.
C. BARNOV.
S. O. S. D. D. G. S. F. P.
MDCXI.

Mit Mühe vermochte Sender die einzelnen Buchstaben zu enträtseln; ihr Sinn blieb ihm natürlich verschlossen. Die Inschrift lautete:

Bibliotheca Conventus Barnoviensis Sancti Ordinis Sancti Dominici de Guzman sive Fratrum Pradicatorum

(Bibliothek des Klosters Barnow des Ordens des heiligen Dominicus von Guzman oder der Predigermönche). Beigefügt war das Gründungsjahr der Bibliothek, 1611.

„Hier d'rin sind die Bücher,“ sagte der Alte.

Er zog einen mächtigen, verrosteten Schlüssel hervor und versuchte zu öffnen. Das Schloß krachte, aber der Schlüssel drehte sich nicht.

„Ich komme selten hierher,“ erklärte Fedko. „Wozu auch? So lange der Schlüssel hier am Bund ist, kommt nichts weg.“

Endlich ging der Flügel auf.

Ein eisiger Hauch schlug den Eintretenden entgegen, durchdringender Modergeruch beengte die Brust. Es war fast dunkel in dem riesigen Raume, denn das Glas der hohen, schmalen Fenster war erblindet, und die Spinnen hatten es mit dichten Netzen überzogen. Als die beiden über die vermodernden Dielen mühsam vorwärts schritten, ward es urplötzlich um sie lebendig, es rauschte in den Lüften, es raschelte am Boden.

„Geschöpfe Gottes,“ tröstete Fedko, „fürchte dich nicht.“

„Aber wo sind die Bücher?“

„Nun — hier — überall . . .“

In der Tat bedeckten sie in mächtigen Regalen alle Wände vom Boden bis zur Decke. In der Dunkelheit, und weil eine Staubdecke sie gleichmäßig überzog, hatte Sender die endlos aufgetürmten Reihen für die Wände selbst gehalten . . .

„Und wenn dir das noch nicht genug sind,“ fuhr Fedko fort, „so sieh einmal her — hier sind noch mehr —“

Sie traten in einen zweiten, noch größeren Saal. Hier war es heller, weil durch die Fenster die Mittagssonne drang. Auch hier war jedes Plätzchen mit Büchern angefüllt, es war in der Tat eine riesige Bibliothek.

In der Mitte stand ein mächtiger Tisch und ein Sessel. Ein hölzernes Schreibzeug stand auf dem Tische, die Tinte war längst eingetrocknet.

„Hier pflegte der alte Pater Ämilius zu sitzen,“ erzählte Fedko, „den ganzen Tag, oft auch die Nacht hindurch. Hundert Bücher hat er um sich liegen gehabt, und hat gelesen und geschrieben — fortwährend — es war ein Mitleid mit dem Greis. „Warum plagst du dich so, Hochwürdigster?“ frag' ich ihn einmal. „Ich schreibe ein Buch,“ erwidert er lächelnd. „Aber es sind wirklich genug Bücher da,“ sag' ich mitleidig, „so sieh dich doch nur um!“ Aber er lächelt nur so vor sich hin und schüttelt den grauen Kopf. Nun, nach seinem Tode habe ich seine Schreibereien dem Prior gebracht. Er hat sie flüchtig angesehen und gesagt: „Verbrenne sie, der Alte war ein Ketzer!“ Aber ich habe sie hierher in einen Winkel gelegt, mir war's, als könnte der Pater Ämilius keine Ruhe im Grabe haben, wenn ich so seine mühsame Arbeit vernichten würde.“

Darauf nickte der Alte freundlich: „So, jetzt lies, was du willst. Um zwei Uhr hole ich dich!“

Er ging der Türe zu.

Sender blickte um sich in dem wüsten, halbdunklen Raume, und eine jähe Bangigkeit legte sich um sein Herz.

„Fedko!“ rief er unwillkürlich.

„Nun?“

Sender schwieg.

„Fürchtest du dich etwa?“ rief der Alte an der Türe.

„Nein — geh!“

Der Schlüssel klirrte, kreischend schloß sich der Riegel.

Sender war allein.

Er blieb lange regungslos, auf den Tisch des Ämilius gestützt, und sein Herz schlug in dumpfen, schweren Schlägen. Dann richtete er sich auf.

„Es muß ja sein!“ sagte er laut, und der Klang der eigenen Stimme befreite ihn von aller Bangigkeit.

Ruhig schritt er an eines der Fächer heran, und begann die Bücher zu mustern. Er fegte ein Buch nach dem anderen rein, eine Staubwolke umwirbelte ihn.

Aber als er einen der Bände aufschlug, standen da in lateinischer Schrift Worte, die er nicht verstand — es mußte eine fremde Sprache sein. Sender war an die römischen Klassiker geraten.

Kopfschüttelnd wandte er sich zum nächsten Fache; wieder wirbelte er eine Staubwolke auf, wieder war seine Mühe vergeblich. Denn das Bändchen, das er nun hervorzog, trug den Titel: „Myszeis J. Krasickiego“ — es war das erste satirische Epos der Polen, der „Mäusekrieg“ des Erzbischofs Krasicki.

Sender schlug das Buch auf und begann zu lesen, er verstand die Worte; aber nach einer Weile schlug er traurig das Buch wieder zu.

„Was geht's mich an“, dachte er, „was die Mäuse da auf Polnisch miteinander reden?! Ich will die deutsche Weisheit!“

Er trat betrübt an ein drittes Fach heran und zog ein ganz dünnes Büchlein heraus. Als er es aufschlug, glänzten seine Augen freudig auf — es war Deutsch. Er las den Titel:

„Abenteuer des Mönchs Paphnutius und der Nonne Paphnutia. Zur Kurzweil für fromme Gemüter. Gedruckt in diesem Jahre zu Karthago, in der Druckerei zum irdischen Himmel.“

Voll heiligen Eifers begann er halblaut zu lesen, und ging dabei auf und nieder. Aber schon auf der dritten Seite hielt er inne.

„Es ist ja nicht möglich“, sagte er und wurde blutrot. „So etwas beschreibt man in keinem Buche.“

Aber noch einige Seiten, und nun war keine Täuschung mehr möglich.

Er warf das Büchlein von sich und nahm es dann wieder in die Hand, vorsichtig, wie man eine Schlange anfaßt, und starrte auf den Titel — erstaunt — entsetzt . . .

Es war eines jener schmutzigen Pamphlete, wie sie das letzte Viertel des achtzehnten Jahrhunderts in so ungeheurer Menge geboren. Sender war nicht rein wie Telemach — wer in Jünglingsjahren als Fuhrknecht die podolische Landstraße befährt, kann es nicht bleiben. Aber von solcher schmunzelnden, halbverhüllten, raffinierten Gemeinheit hatte er keine Ahnung, und daß sie ihm lustig aus den Lettern eines Buches entgegentrat, das erdrückte ihn fast. Ihm war jedes Buch so heilig, wie dem Wilden sein Fetisch; und insbesondere jedes deutsche Buch, stand doch darin die „Weisheit"!

„Wozu werden solche Bücher gedruckt?" fragte er sich, und versuchte an einer anderen Stelle zu lesen, vielleicht konnte er wenigstens dies erraten. Aber Paphnutius und Paphnutia blieben sich auf jeder Seite gleich in ihren Reden und Tun.

Da schlug er endlich das Büchlein zu und schob es heftig an seine Stelle zurück.

Dann stand er lange regungslos und grübelte über seine Entdeckung nach.

„Es gibt auch schlechte Bücher", flüsterte er erstaunt vor sich hin, „um Gottes willen — wozu gibt es solche Bücher? Wie kann es schlechte Bücher geben? Und dann: Man weiß ja, wie die Mönche sind — der Fedko hat es ja eben selbst erzählt — wie, wenn hier lauter schlechte Bücher wären?"

Angstvoll stöberte er in dem Fache weiter. Aber der zweite, dritte, vierte Band, den er hervorzog, war gleichen oder ähnlichen Inhalts. Er brauchte nicht erst darin zu blättern, um dies zu erkennen, schon die sauberen Titelkupfer ließen keine andere Deutung zu. Sender war zufällig gerade an jenes Fach geraten, welches der alte Stephanus zur Erheiterung seiner Mußestunden so reichlich ausgestattet hatte.

„Umsonst!" stöhnte der Jüngling. „Hier sind keine Bücher, aus denen ich lernen kann, ich habe die Sünde umsonst auf mich genommen."

Ratlos wendete er den Blick von einem Fache zum anderen. Da fiel ihm eine Bücherreihe ins Auge, die etwas geringerer Staub bedeckte als die übrigen. Vielleicht hatte der alte Ämilius zuletzt darin geblättert.

Er trat näher und zog einen der Bände hervor.

„Theater", las er. „Theater von Gotthold Ephraim Lessing."

Und darunter stand in großem Druck:

„Nathan der Weise."

Kaum vermochte er das Buch zu halten, so sehr durchzitterte ihn die jähe Freude. Wie hatte er sich bei den Erzählungen seines Lehrers darnach gesehnt, endlich auch so ein „aufgeschriebenes Spiel" zu lesen! Hier hatte er ein solches vor sich und es handelte dazu noch von einem Juden. Und Lessing hatte es geschrieben! Sender erinnerte sich, daß Wild ihm erzählt, das sei ein großer Dichter gewesen.

Er blickte zum Himmel empor.

„Gott Israels, Herr der Heerscharen, du starker und einziger Gott, ich danke dir, daß du gewährt, wonach dein Knecht gedürstet!"

Laut und feierlich sprach er den hebräischen Dankspruch. Er hallte seltsam von den Klosterwänden wider.

Dann schlug er das Buch auf. Dem Titel folgten zunächst die „Personen". Er begriff sofort, was das bedeute: „Da hat er aufgeschrieben, wieviel Spieler man dazu braucht und wie jeder heißt." Aber schon die erste Zeile im Verzeichnis faßte er sehr eigentümlich auf.

„Sultan Saladin", las er. „O du Lump! — Ist das am End' auch ein schlechtes Buch?!" Denn „Sultan" wird im podolischen Ghetto vornehmlich in jenem Sinne gebraucht, der auch unserem Sprachgebrauch nicht ganz fremd ist; es ist dort das allgemein übliche Schimpfwort für einen Mann, der seinen sinnlichen Lüsten die Zügel schießen läßt und es zuchtlos mit mehreren Weibern zugleich hält.

„Aber nein!" berichtigte er sich, „solche Sachen wird doch so ein großer Dichter nicht aufschreiben! . . . Also, Saladin heißt er und ein elender Sultan ist er — aha! Also steht bei jedem Namen aufgeschrieben, was das für ein Mensch ist, damit es der Spieler gleich weiß!"

Aber schon bei der nächsten Zeile stimmte dies nicht.

„‚Sittah, seine Schwester' — warum steht nicht auch da, wie sie ist?! Sie muß ja darum nicht auch schon schlecht sein, weil sie die Schwester von so einem Kerl ist! Oder ist das gar so gemeint, wie in dem ekelhaften Buch von Paphnutius? — Da nennen sich der Mönch und die Nonne auch Bruder und Schwester! . . . Aber weiter: ‚Nathan, ein reicher Jude in Jerusalem' . . . Was?!"

Sender unterbrach sich erstaunt und las es nochmals. „Reich?!" rief er höhnisch — „und in Jerusalem?! Mein lieber Mensch" — er meinte Lessing —, „ich glaub' gern, daß du ein großer Dichter bist, und ob du trotzdem auch ein Schweinemagen bist, wird sich erst zeigen, aber daß du nichts von Juden verstehst, seh' ich schon jetzt! Hast du schon heutzutag' von einem reichen Juden in Jerusalem gehört? Andere Leut' noch nicht!"

Auch diese Kritik war begreiflich. Das ungemeine Elend, in dem heute die jüdischen Bewohner der heiligen Stadt dahinleben, ist ein ständiger Gesprächsstoff des östlichen Ghetto — wird doch für diese armseligen frommen Müßiggänger unablässig gesammelt, und es vergeht kaum ein Monat, wo nicht ein Sendling von dorther auftaucht und durch grelle Schilderungen das Mitleid der polnischen und russischen Juden für ihre verkommenden Glaubensbrüder wachruft.

„Reich! — haha!" Sender zuckte die Achseln. „‚Recha, dessen angenommene Tochter' — meinetwegen, aber von Juden weißt du wirklich nichts, mein lieber Mensch, der Name heißt ‚Rachel'."

Die nächste Zeile aber machte das Maß seiner Nichtachtung für Lessings jüdische Kenntnisse vollends überfließen. „‚Daja, eine Christin, aber im Hause des Juden als Gesellschafterin der Recha.' Sender lachte laut auf. „‚Gesellschafterin' — ausgezeichnet! Weißt du nicht, was für Juden in Jerusalem wohnen?! Die sind ja so fromm und so dumm, daß unsere Barnower Chassidim im Vergleich zu ihnen aufgeklärte Leut' sind! Und so ein koscheres Betmännchen wird eine Christin ins Haus nehmen?! Höchstens jede Woche einmal als ‚Schabbesgoje' (christliche Magd, die am Sabbat im Hause des strenggläubigen Juden bedient, die Kerzen anzündet und löscht usw.). Aber für immer und als Gesellschafterin für seine Tochter? Verrückt wär' er, wenn er's tät', denn die anderen würden ihn ja steinigen!"

Auch die nächste Zeile mehrte ihm noch das Gefühl der Überlegenheit über den „lieben Menschen". „‚Ein junger Tempelherr' — das war so viel wie ein „Deutsch", das heißt ein aufgeklärter, modern gekleideter Jude. Und warum? Sender hatte seine Mitbürger oft genug jene „Gottlosen" und „Abtrünnigen" verwünschen hören, die nicht in Synagogen hebräische, sondern in „Tempeln" unter Orgelbegleitung deutsche Gebete verrichteten und gleichwohl so vermessen waren, sich noch als Juden zu fühlen; so ein Mann war offenbar gemeint. „Ich weiß schon", dachte er, „er wird gewiß der Rachel den Hof machen . . . . Und so einen „Deutsch" sollt' es in Jerusalem geben — es ist zum Lachen!"

Was aber war ein „Derwisch", was ein „Patriarch" und ein „Emir" mit „Mameluckεn"?! An diesen Wörtern scheiterte all seine Findigkeit; nur der „Klosterbruder" war ihm vertraut.

„Vielleicht erkenn' ich's aus dem Spiel", dachte er und begann zu lesen.

Mit allen Sinnen versenkte er sich in die Dichtung und las langsam, jedes Wort laut vor sich hinsprechend, jede Zeile wiederholend. Ob er wollte oder nicht, er mußte an die Vorstellung denken, der er in Czernowitz beigewohnt, er konnte Daja und Nathan nicht mit derselben Stimme lesen und drückte auch die wechselnden Empfindungen des Mannes durch den Tonfall aus, so gut er konnte. Es geschah unwillkürlich, der angeborene dunkle Trieb regte sich in ihm. Bei den Reden des Nathan näselte er und agierte dazu lebhaft mit den Händen; die Worte der Daja sprach er möglichst hochdeutsch, mit einer spitzen Altweiberstimme und stemmte die Arme in die Hüften, wie es die Mägde in Barnow zu tun pflegten.

Es war ein saures Stück Arbeit, schon weil ihm manche Worte unverständlich waren; die „Phantasie, die immer malet", die „fromme Kreatur" verwirrten ihn. Vollends aber trieben ihm die vielen Sätze, wo er zwar jedes Wort verstand, ohne doch den Sinn des Ganzen erfassen zu können, den Angstschweiß auf die Stirne. Ganze Reden und Gegenreden mußte er so durchirren.

Er legte das Buch vor sich hin. „Also, was geht da vor?" begann er und brachte seinen Körper dabei unwillkürlich in jene wiegende Bewegung, wie in der Knabenzeit, wenn er über einer schwierigen Thorastelle gebrütet. „Nathan, reich, Kaufmann. An den Reichtum glaub' ich nicht recht. Erstens: Jerusalem. Zweitens: womit er handelt, ist nicht gesagt — mit Kamelen? — mit Goldsachen? Drittens: ein großer Kaufmann fährt nicht viele Wochen herum, Schulden einzukassieren, sondern schickt seinen Kommis. So macht es zum Beispiel unser Reb Mosche Freudenthal, der freilich bare dreißigtausend Gulden im Vermögen hat — und wie kann auch ein Kaufmann so lange vom Geschäft wegbleiben? Aber meinetwegen! Sonst ist Nathan ein guter Mensch, schenkt auch gern, nur etwas scheint er doch einmal angestellt zu haben, und Daja weiß es — er muß ihr mit Goldsachen den Mund stopfen —, das kann bös werden! Das Haus ist verbrannt, während

er weg war, daran liegt nichts — natürlich, er war versichert! So was kann sogar, sagt man, manchmal ein gutes Geschäft sein. Recha ist gerettet durch einen Tempelherrn! Das ist aber kein „Deutsch“, wie ich sehe, sondern ein „Sellner“ (Soldat); er ist gefangen, Saladin, der Sultan, hat ihm das Leben geschenkt, Nathan sagt, das ist ein Wunder! Begreif' ich! So ein Sultan — mit Weibern ist er freundlich, Männer läßt er totschlagen, der Bösewicht! Aber ein großer Herr muß dieser Saladin doch sein, vielleicht ein Fürst! . . . Recha glaubt, daß der Tempelherr ein Engel war, Nathan will es ihr ausreden. Recht hat er! Erstens ist es die Wahrheit und dann — einem Menschen kann man dankbar sein, einem Engel nicht! Gut, weiter! Jetzt kommt Recha!“

Er erhob sich, versuchte Miene und Haltung eines jungen, züchtigen Mädchens anzunehmen und las mit gespitztem Mund und möglichst zarter Stimme:

„So seid Ihr es doch ganz und gar, mein Vater?
Ich glaubt', Ihr hättet Eure Stimme nur
Vorausgeschickt —“

Hier stutzte er wieder.

„Mein lieb' Kind“, sagte er wohlwollend, „mir scheint der Schrecken hat dich so benommen, daß du noch nicht recht weißt, was du redest! Hat man schon je gehört, daß jemand seine Stimme vorausschickt — vielleicht in einem Briefele mit der Post?!“

Das übrige aber gefiel ihm gar wohl, auch mit Rechas Glauben an einen Engel befreundete er sich nun, weil sie ihn in so „feinen Wörtern“ ausdrückte. Eben darum begann er sich nun über Nathan, der es ihr ausredete, zu ärgern, hauptsächlich aber deshalb, weil dieser dabei gar so unverständlich sprach. So sprang er denn auch geradezu entzückt auf, als er auf die Worte der Daja stieß:

„Wollt Ihr denn
Ihr ohnedem schon überspanntes Hirn
Durch solcherlei Subtilitäten ganz
Zersprengen?“

„Recht hast du“, rief er, „Gottes Recht! Was „Subtilitäten“ heißt, weiß ich nicht, wahrscheinlich so viel wie „Dreh“ (talmudische Spitzfindigkeit). Ich versteh' mich doch wahrhaftig auf „Chassidim“ — aber „großes Wunder“ — „kleines Wunder“ — „wahres Wunder“ — „allgemeines Wunder“ — dagegen ist noch unser Rabbi ein Mensch mit einem graden Verstand. Und ich muß sagen, ich hab' ihm unrecht getan, dem Lessing — er weiß, wie Juden sind . . .“

„Aber jetzt bin ich ja der Nathan“, unterbrach er sich und sprach die ihm unverständlichen Worte möglichst eindringlich, im Tonfall eines disputierenden Talmudisten und mit den eigentümlichen Handbewegungen, die ihn einst an seinen ersten Lehrern, den „Bachorim“, so belustigt hatten. So näselte er sich bis an den Auftritt mit dem Derwisch durch. Was dieser rätselhafte Name bedeute, verstand er auch nun nicht recht, aber so viel schien ihm gewiß: ein hochmütiger Bursche war er. Und demgemäß las er die Rolle in polterndem, prahlendem Ton, bis zu den Worten:

— „gesteht, daß Saladin
Mich besser kennt, Schatzmeister bin ich bei
Ihm worden —“

da richtete er sich noch stolzer auf, kniff die Augen halb zu und mühte sich, ein so hochmütiges Gesicht zu machen, als ihm irgend gelingen wollte.

„Bist du verrückt?“

Urplötzlich tönte es ihm ins Ohr. Sender fuhr zusammen, fast hätte er das Büchlein fallen lassen.

Es war Fedko; der Jüngling hatte im Eifer des Lesens seinen Schritt überhört.

„Zwei Uhr“, sagte der Alte. Und dann wiederholte er seine Frage: „Bist du verrückt?“

Sender erwiderte nichts. Seufzend schob er das Büchlein an seinen Platz und folgte dem Manne, der ihn fortwährend, wie ängstlich, betrachtete.

(Fortsetzung folgt.)

Im Rollstuhl.

Von Alexander Sombolya.

Des Grafen beide Füße waren gelähmt und seine Frau war noch lebenslustig. Des Grafen Lehnstuhl hatte rechts und links zwei Räder mit Gummireifen und vorne war er zu einem Tischchen ausgestaltet. In diesem Lehnstuhl wurde er schon zeitig am Morgen in seinen Park hinausgeschoben zwischen die schlanken Stangen seiner Haselnußsträucher, die er liebte. Hier träumte er einst von großen Abenteuern, jetzt träumte er hier von gesunden Beinen. Früher hielt sich auch die Gräfin viel in seiner Nähe auf, später aber glaubte er schwere Anklagen aus ihren Blicken herauszulesen, dann wieder ein gekünsteltes Martyrium, ein absichtlich schlecht verhülltes Dulden, und da war es ihm lieber, wenn sie nicht um ihn herum weilte. Bezahlte Diener duldete er auch nicht in seiner Nähe, denn die Überlegenheit, die sich in ihrer Regsamkeit seinem gefesselten Dasein gegenüber offenbarte, konnte er ebenfalls nicht ertragen.

Der Familienrat hatte einen verarmten Vetter, der früher einmal für die Diplomatenlaufbahn bestimmt war, dann aber eine Schauspielerin heiratete, die ihn um Karriere und Habe brachte und später davonlief, zu seinem Gesellschafter bestimmt. Vom Leben verdorben und angekränkelt, zog er ins Haus des Grafen ein, bewährte sich anfangs glänzend, doch da er nun wieder ein sicheres Dach über sich hatte, ein feudal gebautes Bett unter sich, und einen weißgedeckten, von Kristall- und Silberflimmer überhuschten Tisch vor sich, so erwachte das mondäne Blut wieder in ihm. Die Eignung zur Krankenschwesterei — wie er sich zu ironisieren pflegte — begann in ihm zu schwinden und er fühlte sich mehr zu der schönen Frau Gräfin hingezogen. Wenn er irgendwo zwischen den Bäumen des Parkes ihr helles Kleid aufblitzen sah oder ihren Ruf vernahm, der anscheinend einem Diener oder einem Gartengehilfen galt, so löste er sich mit irgend einer feschen Ausrede vom Leidensstuhl des Vetters los und der Graf, der nicht aufstehen konnte, und sich auch nicht beliebig wenden, hatte nun ein neues Martermotiv. Eine neue unerhörte Qual war in seiner Brust eingezogen. Er konnte seiner Frau nicht in die Augen schauen und auch dem Vetter nicht, war aber noch immer Mann genug, um zu schweigen, denn seine Proteste, seine Ausbrüche hätten ihn ja nur noch mehr bemitleidenswert gemacht, oder — was er noch mehr fürchtete — lächerlich. Er schwieg und fraß den Kummer in sich hinein.

•

„Hilfe, Hilfe, Hilfe! Wo seid ihr, warum ist niemand da“, — scholl es aus dem Haselnußstrauch. „Da kann man ja hingemordet werden“ — keuchte der Graf seiner herbeieilenden Gattin und dem Vetter entgegen. „Da kann man ja hingemordet werden. Schon vorgestern und gestern sah ich in der Dämmerung eine mir fremde Gestalt mich umschleichen. Ich dachte aber, es könnte auch jemand vom Gesinde sein und ich wollte mich nicht lächerlich machen, indem ich irgend ein Angstgefühl verrate. Jetzt aber kam die fremde Gestalt auf mich zu. Sie hatte ein vermummtes Gesicht, hielt einen Revolver vor und nahm da von meinem Tisch die goldene Uhr, auch den silbernen Löffel nahm sie und verschwand hinter mir. Der fremde Mann hatte sich sicher über das Gitter in den Park geschwungen und war so entwichen.“

Die beiden blickten auf die Tischplatte vor dem Rollstuhl des Grafen und es fehlte tatsächlich die ewig dort liegende goldene Uhr mit schwerer Platinkette und der silberne Medizinlöffel fehlte auch.

„Es ist entsetzlich, daß ich so wehrlos bin, man kann mich hinmorden und kann mir alles nehmen. Wenn ihr mir doch einen Revolver geben wolltet, damit ich mich wehren kann. Ihr wißt ja ganz gut, daß ich nicht am Leben hänge, doch wenn ich einmal dennoch ermordet aufgefunden würde, wer weiß, wen — man — da — noch — unschuldig — verdächtigen — könnte. Gebt mir einen Revolver, dann können wir alle drei ruhig sein.“

Die Gräfin und der Vetter trauten einander nicht anzublicken. Wer hätte da den Gedanken folgen können, die in den Köpfen der beiden jagten und kreisten. Erst vor wenigen Tagen klagte der Arzt den beiden, daß der Graf gesagt hätte, wie sündhaft es wäre, daß er ihm kein rasch wirkendes Gift geben wolle.

„Wenn ihr mir einen Revolver gebt, könnt ihr berruhigt sein und auch ich hafe meine Sicherheit wieder.“ — Flehend kam es aus der Brust des Grafen und drei Menschen wagten es nicht, einander anzublicken. Der Vetter reichte dem Grafen seinen Revolver . . . Die Gräfin wandte sich ab . . . Der Vetter schaute zu den Haselnüssen hinauf, als wollte er im Dunkeln erspähen, ob sie schon reifen, ob sie schon braun werden. Der Graf streichelte, herzte förmlich den Revolver.

Da krachte ein Schuß.

Der Vetter fiel der Länge nach hin. Die Gräfin wollte sich in ihrer Schreckensohnmacht wankend am Rollstuhl ihres Gatten festhalten. Er haschte nach ihrem Handgelenk, hielt es mit der Kraft eines Siegestrunkenen fest, riß die Frau zu sich hinab und sagte vor Wonne keuchend:

„Hier, jetzt drückst du ihm den Revolver in die Hand ... Meine Uhr und den Löffel habe ich dort ins Gras geworfen . . . bringe sie mir zurück . . . Hörst du? . . . Noch bevor Leute kommen . . . Hörst du?“

Ist Europa von Erdbeben bedroht?

Die Beeinflussung Europas durch Erdbeben.

Von Dr. Rudolf Wegner.

In letzter Zeit tauchen hier und dort Nachrichten auf, die Europa und besonders Deutschland eine trübe geologische Zukunft prophezeien. Nach der einen Ansicht soll Norddeutschland allmählich versinken, indem die Alpen und die skandinavischen Gebirge sich nähern und dabei das norddeutsche Tiefland in den Abgrund drücken, nach der anderen sollen Vulkanausbrüche und Erdbeben uns dermaleinst Beunruhigungen und ein schnelles Ende bereiten. In der letzten Zeit sind im Rheinland und in Süddeutschland Erdstöße erfolgt, die uns aber keine Sorgen machen brauchen. Wir und unsere Nachbaren können getrost in die Zukunft blicken, denn der geologische Unterbau Deutschlands ist gar nicht danach eingerichtet, Vernichtungskatastrophen, wie sie anderwärts eintreten, aufkommen zu lassen. Es wird daher von Interesse sein, einiges über Erdbeben und ihre Folgen zu erfahren.

Uns allen wird das Beben in Japan vom Jahre 1923, wobei gegen 100 000 Menschen umgekommen und über 40 000 vermißt sind, und das chilenische, im Jahre 1922, in Erinnerung sein. Man staunt darüber, daß jährlich im Durchschnitt 8000 bis 10 000 Erdbeben nachgewiesen werden können. Genaue Forschungen hierüber und über die Ursachen der Erdbeben sind von Professor Sieberg auf der Reichsanstalt für Erdbebenforschung in Jena gemacht worden.

Alle 3 Tage erfolgt ein schweres Beben, alle 52 Tage soll auf dem Festlande ein Weltbeben, dessen Schwingungen aus solcher Tiefe kommen, daß sie alle Erdbebenwarten registrieren, und alle 28 Tage eins auf dem Meeresboden stattfinden. Süd- und Mittelamerika haben im Jahre über 1400 Erdbeben zu erwarten, dann folgen Europa mit 1260 Beben (wahrscheinlich, weil hier besonders sorgfältige Beobachtungen vorliegen), obwohl fast zwei Drittel seiner Landfläche davon nicht beeinflußt werden, Asien mit 1220, Afrika mit 400, Nordamerika und der Große Ozean mit je 220, Australien mit 13 und der Atlantische Ozean mit zehn Beben. Am meisten ereignen sich diese Katastrophen in Chile, wo jährlich etwa 1000 Erdbeben auftreten können. Japan hat 430 aufzuweisen. Nach dem Hallenser Professor Walther (Bau und Bildung der Erde) fehlen in Europa die Herde großer Weltbeben vollständig; nur Kalabrien in Unteritalien wird bis Messina öfters heimgesucht. Kleinere Beben gehen von den Mittelmeerländern aus, manche sind von ganz lokaler Verbreitung. Die mittlere jährliche Häufigkeit der Beben beträgt z. B. in den Apenninen 184, in den Südalpen 98, in den Ostalpen 26, in den Westalpen 22, auf dem Balkan 47, in den Pyrenäen 38, in Norwegen 28, in England 15, in Böhmen 10, in Ungarn 23, in Frankreich 8 und in Rußland 4. Fernerhin sagt Walther, daß das vom lockeren Diluvium bedeckte norddeutsche Tiefland bebenfrei sei, nur bei Kolberg, Belgrad und Königsberg bis Tilsit sind vereinzelte Stöße bekannt. Der Gelehrte beschreibt uns, daß zahlreiche schwache Beben an den Rändern des oberrheinischen Grabens auftreten, Ruhe herrscht bei Zabern, in der Pfalz und Lothringen, während der Schwarzwald und Odenwald noch bewegt werden. Das schwäbisch-fränkische Tafelland wird von bewegten Spalten durchzogen. Der Spessart und die vulkanische Rhön und der ebenfalls aus vulkanischen Gesteinen aufgebaute Thüringer Wald sind im ganzen erdbebenarm, während das Vogtland bis nach Eger bisweilen erschüttert wird. Der Nordrand des rheinischen Schiefergebirges von Westfalen bis Belgien wird öfters von Erdstößen heimgesucht, wobei sein Inneres ruhig bleibt. Von den Bebenherden im Fichtelgebirge bis nach Schlesien liegt ebenfalls eine ruhige Zone, wogegen der Sudetenrand wieder Spuren tektonischer Bewegungen erkennen läßt. Nach Beobachtungsergebnissen aus einem Zeitraum von nicht ganz 30 Jahren betrug die mittlere jährliche Anzahl der Beben z. B. in Württemberg fast 2½, in anderen deutschen Gebieten weniger.

Einige frühere dieser Erscheinungen mit ihrer Anzahl Toten mögen ein Bild von ihren Verheerungen geben: 1703 in Japan, 200 000 Tote; 1731 in Peking, 100 000 Tote; 1755 in Lissabon, 50 000 Tote; 1783 in Kalabrien, 100 000 Tote; 1868 in Peru, 70 000 Tote; 1883 in Java, Ausbruch des Krakatau, 40 000 Tote; 1902 auf der zu den Kleinen Antillen gehörigen Insel Martinique, 50 000 Tote.

Was sind nun die Ursachen der Erdbeben? Besonders konstruierte Apparate, die Seismographen, setzen uns in Kenntnis von ihrem Auftreten. Ein solcher Apparat besteht aus einer bis 20 000 Kilogramm schweren Masse, die so leicht aufgestellt ist, daß sie die schwächsten Erschütterungen der Erdrinde bewegt. Ein Schreibstift zeichnet die dabei entstehenden Linien auf, die bei Erdbeben im Zickzack verlaufen. Die Erdbebenwellen pflanzen sich nicht nur rund um die Erde, sondern auch durch sie hindurch fort. Erstere haben eine Geschwindigkeit von 7 bis 13 Kilometern, letztere 4 bis 7 Kilometer in der Sekunde. Der Erdkern muß eine Schwere wie die von Metall haben, seine Dichte ist 8,5, wenn Wasser die Dichtigkeit 1 hat. Der Druck im Erdinnern wird auf 3 Millionen Atmosphären geschätzt.

Wir unterscheiden drei Arten von Erschütterungen: Vulkanische Beben, tektonische oder Dislokationsbeben und Einsturzbeben. Nach einer anderen Einteilung spricht man von Welt- und Wiederkehrbeben, Groß-, Mittel- und Kleinbeben und schließlich Lokalbeben. Bei den vulkanischen Beben werden beim Aufsteigen des zähflüssigen Magmas zahlreiche Explosionen hervorgerufen; Vulkanausbrüche sind häufig die Folgen. Ihr Tätigkeitsgebiet ist meistens nicht ausgedehnt. Am häufigsten kommen die tektonischen Erdbeben vor, nämlich 95 Prozent von sämtlichen Beben. Bei ihnen wird der Gleichgewichtszustand der Erdrinde durch Faltung oder Verschiebung infolge Zusammenziehung der Erde gestört. Es bilden sich Spalten und Risse, und die Beben treten besonders dort auf, wo die Erdkruste durch Brüche in Schollen zerlegt ist. Diese Erschütterungen dehnen sich über weite Flächen aus. Bei schwachen Beben bewegen sich die einzelnen Bodenteilchen um 1 Millimeter, bei anderen um 10 und nur bei starken Erdbeben bis zu 150 Millimeter. Einsturzbeben haben eine geringe örtliche Verbreitung und entstehen, wie schon der Name sagt, durch Zusammenbruch von Gesteinsdecken über Hohlräumen, die sich durch Auslaugung gebildet haben können. Ein oder wenige Stöße werden hierbei ausgelöst. Eigentümliche Geräusche und Töne und Meeresfluten, falls das betreffende Land in der Nähe des Meeres liegt, begleiten fast jedes Erdbeben. Seebeben haben meistens dieselben Entstehungsursachen wie die Erdbeben.

Die Randgebiete des Stillen Ozeans werden am meisten von Beben heimgesucht. Der Ursprung vieler Großbeben ist bei den Kermadec- und Tongainseln und beim Aléuten-Archipel, im äußersten Nordwesten von Nordamerika zu suchen. Am wenigsten Beben kommen in alten Rumpf-, Massen- und Tafelgebirgen vor, auch die Hochgebirge der Tertiärzeit haben nicht viel unter ihnen zu leiden. Bruch und Verwerfung der Erdkruste sind die Hauptfaktoren für das Entstehen der meisten Erdbeben. Brüche treten nach Zusammenschrumpfung des Erdballs ein, indem sich Sprünge und Risse bilden und große Bodenstücke oder Schollen abwärts sinken. Durch diese Verschiebungen passen die einzelnen Erdschichten nicht mehr zusammen, und ihre Grenzflächen nehmen andere Lagen ein. Die meisten Welt- und Großbeben entstehen in den Bruchschollenländern, den in junger Zeit zerstückelten Faltengebirgen und vor allem in den Landgebieten, die der Tiefsee benachbart sind. Mitunter bilden sich sogenannte Erdbebenbrücken, d. h. Örtlichkeiten, die in einem Erschütterungsgebiet nicht betroffen wurden.

Es gibt keine Stelle auf der Erde, die nicht von einem Erdbeben berührt werden könnte. Schutzmittel und Prognosen für diese Katastrophen kennt man heute noch nicht.



* **Die Sekte der Bananenesser.** In England hat sich eine Religionssekte gebildet, die ihre Lehre darauf gründet, daß nicht der Apfel die verbotene Frucht des Paradieses gewesen sei, sondern die Banane. Aus diesem Grunde ist den Angehörigen jener Sekte das Bananenessen auch als religiöses Gesetz vorgeschrieben. Von Zeit zu Zeit werden sogar große Festmähler veranstaltet, bei denen nur Bananen verzehrt werden dürfen. Die Bananengerichte sind dabei so mannigfaltig und schmackhaft zugerichtet, daß alle Teilnehmer von der neuen Lehre schon wegen des Bananenschmauses begeistert sind.

*

* **Mehr als 4000 Einwohner von U. S. A. über 100 Jahre alt!** Nach der „New York Times" sind bei der letzten Zählung in U. S. A. im ganzen 4267 Personen über 100 Jahre alt gewesen, und zwar 2706 Frauen und 1561 Männer. Zugewanderte wurden älter als Eingeborene, unter letzteren wurden Indianer und Neger älter als Weiße. Das höchste beobachtete Alter in U. S. A. war 111 Jahre. Nach demselben Blatt soll es einen Türken geben, der 120 Jahre alt ist und eine Perserin von 146 Jahren, deren ältester Sohn 117 Jahre alt ist!

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.